

Petra Mischnick

Bei einer Recherche in den Annalen des Stadtarchivs der westdeutschen Kleinstadt meiner Kindheit (19. - Mitte 20. Jhd.) stieß ich nur auf Männer, jeweils mit Namen und Beruf/Stand aufgeführt. Die wenigen Spuren der Frauen fand ich schließlich in den Meldebüchern, in denen ihr Wegzug in andere Städte als „Magd“ oder „Stütze“ dokumentiert wurde. Nach acht Jahren Volksschule gingen viele Mädchen der oft kinderreichen Familien in anderen Orten in Stellung. Immerhin bescherte ihnen dies eine gewisse Mobilität. Eine Berufsausbildung war nicht vorgesehen. Einige junge Frauen gingen um den Preis des Zölibats in soziale Berufe, z.B. in der Diakonie. In der Generation meiner Mutter erlernten dann einige vor allem typische „Frauenberufe“, aber die Idee einer höheren Schulbildung, die deutlich über die Alltagsanforderungen hinausgeht, oder gar ein Studium waren in meinem Umfeld bis zum Bildungsaufbruch der 1960er Jahre außerhalb der Vorstellungen.

Aber dann änderte sich das gesellschaftliche Klima, Aufbruchstimmung, Einführung des Ba-FöG, Bau eines Gymnasiums am Ort, junge Lehrer/innen, offene Diskussionskultur... und plötzlich war es keine Frage mehr, dass ich Abitur machen und studieren würde, wie viele andere meines Jahrgangs, oft auch als erste ihrer Familie. Damals, in der Vor-www-Zeit, waren die „Blätter zur Berufskunde“ die einzige Informationsquelle über mögliche Studiengänge und Berufe. Wenn auch von Neugier und Wissensdurst getrieben, war mir wichtig, etwas zu lernen, womit ich meinen Lebensunterhalt verdienen, auf eigenen Beinen stehen konnte. Unter Lebensmittelchemie konnte ich mir etwas Sinnvolles vorstellen. Und die Wahl eines handwerklichen Fachs wie der Chemie war auch vermittelbar. Den ganzen Tag im Labor stehen war erkennbar Arbeit, fern des Klischees eines „faulen oder vergeistigten Studenten“. Und vielleicht bin ich auch wegen meiner engen Beziehung zum Werkstoff Holz – Vater und Großvater arbeiteten im Möbelbau - später dann in der Forschung bei der Cellulose gelandet.

Lebensmittelchemie ist ein kleines, seit jeher stark von Frauen nachgefragtes Fach. Ich fand mich an der TU Braunschweig mit vier Kommilitoninnen im Laborsaal wieder, in dem wir ein Jahr lang ganztägig Trennungsgänge kochten, Pfauenaugen auf Holzkohle bliesen, den Kipp putzten. Wir waren alle Erstakademikerinnen in unseren Familien, unterschieden uns nicht im Habitus. Wir hielten zusammen. Die Assistenten waren Männer, die uns Erstsemester mitunter in Angst versetzten und das vielleicht auch ein wenig auskosteten. Ein Laborant, der uns zum Tragen der Schutzbrillen aufforderte, begründete dies mit der Aussage: *„Wenn unsereins ein Auge verliert, dann hat er immer noch seine Manneskraft, aber Sie – Sie haben dann nichts mehr“* (nach meiner Erinnerung frei zitiert).

Nach Studienabschluss wurde mit dem Angebot zu promovieren diese bis dahin abstrakte Möglichkeit etwas real Vorstellbares für mich. Aber private Entscheidungen, Familiengründung und damit verbundener Umzug, führten dazu, dass ich nach dem ersten Staatsexamen Braunschweig schwanger verlies, von der Lebensmittelchemie, in die Chemie wechselte und letztlich in der Organischen Chemie an der Uni Hamburg promovierte. Dabei spielten eine Reihe von Zufällen eine Rolle, die hier auszubreiten, zu



Ich im AC-Grundpraktikum bei der Kupferbestimmung durch elektrochemische Ab-scheidung

weit führte. Um in der Chemie zu promovieren zu dürfen, musste ich Teile des Chemiestudiums noch zusätzlich absolvieren. Mein Erscheinen zur Themenvergabe für das OC-F-Seminar mit Baby im Tragegurt – es war 1981 – war noch ungewöhnlich. Nach Abschluss der Fortgeschrittenen-Praktika, Vorlesungen und Seminare entschied ich mich für die Organik.

Gegen Ende meiner Doktorarbeit wurde ich von einem Kooperationspartner angeregt, doch an der Uni zu bleiben und das infolge der Kunststoffära vernachlässigte Forschungsgebiet der Polysaccharidchemie und -analytik neu zu beleben und zu entwickeln. Um wenigstens so etwas wie ein Mini-Postdoc zu machen, ging ich für 6 Wochen nach Minneapolis an die Universität. Meine Tochter mitzunehmen, war für mich damals keine Option. Wenn auch kurz, war diese Erfahrung dennoch sehr wertvoll und intensiv. Nach meiner Rückkehr nach Hamburg wurde ich nach anfänglichen Widerständen gegen Lehraktivitäten bald für das reguläre Lehrangebot eingesetzt. Dabei habe ich sehr viel gelernt. Nach Auslaufen meines Habilitanden-Stipendiums der DFG erhielt ich schließlich eine C1-Stelle am Institut für Organische Chemie. Von der DFG gab es sogar Kinderbetreuungszulagen für meine inzwischen drei Kinder, ein Zeichen, dass sich auch dort etwas veränderte. - Fazit: Es bedurfte immer der Ermunterung von außen, um in meinem Kopf die Tür für einen weiteren Schritt der akademischen Karriere zu öffnen. Dadurch wurde irgendwann die Lust auf neue Herausforderungen größer als das Gefühl der Vermessenheit. [1]. Kurz nach dem Mauerfall lernte ich zu meiner Freude drei großartige Wissenschaftlerinnen aus der DDR aus meinem Forschungsgebiet kennen, auf dem ich mich sonst fast immer als einzige Frau wiedergefunden hatte. Auf den Chemiedozententagungen der 1990-er Jahre waren meist nur 3-5% Frauen unter den Vortragenden. Von „Jungbullenschau“ war Anfang der 1990er in einem Bericht die Rede.

Die Kinderbetreuung habe ich im Wesentlichen mit öffentlichen und privat organisierten Betreuungsangeboten bewältigt. Großeltern gab es keine mehr. Als Vollzeit-arbeitende Mutter stand man noch mehr als heute unter Rabenmutterverdacht. *Ich solle lieber noch Pharmazie studieren und dann halbtags in der Apotheke arbeiten, wenn ich keine Stelle finden sollte, hätte ich ja immer noch meine Kinder, ich würde doch sicher nur halbtags arbeiten, ob meine Kinder denn in Ordnung seien* – sind mir in Erinnerung gebliebene Ratschläge und Fragen, die den Tenor der Zeit widerspiegeln.

Über die Jahre schon häufiger aufgefordert, etwas zu meinen persönlichen Erfahrungen mitzuteilen – Warum Chemie? Wie wird/wurde man Professorin? Wie geht das mit Kindern? [2-6] – erlaubt mir der Rückblick aus dem Ruhestand, den erreichten Fortschritt deutlich wahrzunehmen. Die GDCh hat mittlerweile die dritte Präsidentin und wesentlich mehr Preisträgerinnen als noch vor 20 Jahren. In den Unternehmen sind weibliche Vorstandsmitglieder Normalität geworden. Der 2000 gegründete AKCC [6] wurde zwar 2017 aufgelöst, jedoch durch eine Vorstandskommission „Chancengleichheit in der Chemie“ unter dem engagierten Vorsitz von Hilde Nimmesgern ersetzt. Das Thema Chancengleichheit wurde um die Aspekte Diversität und Inklusion erweitert. Die Universitäten bieten Kinderbetreuungsplätze an. Von 1.535 in 2022 abgeschlossenen Habilitationen entfielen – über alle Fächer – 37% auf Frauen gegenüber 25% in 2010 ($n=1755$). In der inzwischen größeren Gruppe der Juniorprofessor/inne/n lag der Anteil der Frauen 2022 sogar bei 47% ($n=1800$) gegenüber 38% 2010 ($n=1236$) [7]. Dennoch ist es gerade in Deutschland immer noch schwierig, eine wissenschaftliche Karriere zu verfolgen und mit der privaten Lebensplanung in Einklang zu bringen, nicht nur für die jungen Frauen. Akademische Karrieren erfordern Mobilität und bringen eine lange berufliche Unsicherheit auf befristeten Stellen mit sich, bis man dann mit durchschnittlich 42 Jahren [7] vielleicht eine Professur oder wenigstens eine der raren Dauerstellen in der akademischen For-

schung ergattert. Mit einer Familiengründung kann man so lange nicht warten. Die Junge Akademie und die Universitäten in der HRK fordern in einem Leitlinienpapier daher auch Positionen neben der Professur mit Schwerpunkten in Lehre, Forschung oder Wissenschaftsmanagement [8].

Ich bin teils naiv durch diesen Karriereweg gestolpert, aber diese Naivität gepaart mit Zielorientierung und hoher Leistungs- und Belastungsbereitschaft, haben mich auch davor bewahrt, zu resignieren. Ich war bei allen Schwierigkeiten und anfangs auch Widerständen nie bereit aufzugeben, auch als Ermutigung für andere. Und um die oben zitierte Frage nach meinen Kindern zu beantworten: Ja, sie sind alle verdammt in Ordnung.

An der Uni Hamburg war ich als Frauenbeauftragte für unser Institut zuständig. Wir haben damals Neues in der Studieneingangsphase ausprobiert, z.B. einen Sketch aufgeführt, der die unterschiedlichen Selbstkonzepte von Männern und Frauen unterhaltsam sichtbar machte. Die Lektüre über die Pionierinnen im Kampf für Mädchen- und Frauenbildung machte mir klar, dass es Ausdauer und Stehvermögen braucht. Auch nach meinem Ruf an die TU Braunschweig 1998 habe ich daher das Thema Chancengleichheit im Blick behalten, in meiner Zeit als AKCC-Vorsitzende z.B. durch die Gründung des Agnes-Pockels-SchülerInnen-Labors [9], benannt nach einer 1862 geborenen Frau, die ihre bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten noch in der heimischen Küche durchführen musste [10].

Aber Erreichtes ist nie sicher, der Fortschritt kann nicht einfach extrapoliert der amerikanische Präsident streicht Gelder, schließt Institutionen, löscht und leugnet, was ihm nicht passt – dies alles in einem rasanten Tempo, um vollendete Tatsachen sowie ein Klima der Einschüchterung zu schaffen. Auch in Europa, in Deutschland, gibt es solche Visionen. Auch wenn die Biographien von Frauen heute vielfältiger sind als vor 150 Jahren und sie selbst in der Forschung sichtbare Spuren hinterlassen, müssen wir wachsam sein, müssen wir z.B. für eine stabilere Kinderbetreuung und eine kluge Veränderung der Karrierewege sorgen und uns einer Bedrohung der Wissenschaftsfreiheit - wo immer - entgegenstellen.

- [1] J. Reuter, M. Gamper, C. Möller, F. Blome, (Hrsg.): Vom Arbeiterkind zur Professur, [transcript] 2020.
- [2] P. Mischnick, Professorin an der Hochschule in Berufs- und Karriere-Planer Chemie; Th. Laue und K. Schmitz (Hrsg.), Teubner, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, 2004, S. 134-145.
- [3] P. Mischnick, „Sowohl als auch“ statt „entweder - oder“, Für die Chance auf eine ganzheitliche Biographie, in „Kinderlärm ist Zukunftsmusik – was Unternehmen und Politik für eine familienfreundliche Arbeitswelt tun können“, Wiesbadener Gespräche zur Sozialpolitik, Hrsg. Nora Hummel, Axel Schack, Dr. Curt Haefner-Verlag, Heidelberg, 2006, S. 123-129.
- [4] P. Mischnick, „Sowohl als auch statt entweder oder“ in „Hochschulkarriere mit Kind – wie geht das?“, Tagungsband zum Kolloquium des Deutschen Hochschullehrerinnenbunds (DHB), Mannheim, 19.01.2008.
- [5] P. Mischnick, „Immer in Bewegung“, GDCh-Aktuelle Wochenschau, Arbeitskreis Chancengleichheit, 2012, 20-21.-
- [6] P. Mischnick, Chancengleichheit in der Chemie – ein persönlicher Rückblick. Bunsen-Magazin 23 (2021) 235-238.
- [7] BuWiK 2025 – Bundesbericht Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in einer frühen Karrierephase, S. 100 ff. Hrsg. Konsortium BuWiK, DOI: 10.3278/6004603bw
- [8] Leitlinien für unbefristete Stellen an Universitäten neben der Professur, Die Junge Akademie und Mitgliedergruppe Universitäten in der HRK, Juni 2024
- [9] <https://www.tu-braunschweig.de/agnes-pockels-labor/>
- [10] A. Kruse, S. M. Schwarzl: „Agnes Pockels – Hausfrau und Chemikerin, 1862-1935“ in „Chemikerinnen – es gab und es gibt sie“. Hrsg. AKCC in der GDCh, 2002.
- [11] P. Mischnick, Dr. h.c. Agnes Pockels, Bunsen-Magazin, 24 (2022) 186-188. .